

Amartya Sen im Interview

„Die Geschichte zeigt, dass aus Katastrophen auch Gutes entstehen kann“

Andreas Babst

Fabian Urech

Der indische Wirtschaftsnobelpreisträger Amartya Sen wehrt sich gegen Fatalismus in der Corona-Pandemie. Und er glaubt, dass es gegen autoritäre Tendenzen Gegenmittel gibt: Vernunft, Mut und Selbstvertrauen. Das nachfolgende Interview mit Amartya Sen führten die Journalisten der Neuen Züricher Zeitung (NZZ), Andreas Babst und Frank Urech. Abdruck mit Genehmigung der NZZ.

Amartya Sen gilt als Vordenker der globalen Gerechtigkeit und als einer der einflussreichsten Vertreter der Wohlfahrtsökonomie. Er befasst sich seit Jahrzehnten mit Armut, Hunger, Gerechtigkeit und Freiheit. Sein Versuch, Marktwirtschaft und Ethik zu vereinen, hat ihm die Bezeichnung „Gewissen der Ökonomie“ eingebracht. Indem er die Entfaltungsmöglichkeiten der Schwächsten ins Zentrum rückte, hat er entscheidend zu einem neuen, umfassenderen Verständnis von wirtschaftlicher Entwicklung beigetragen. In Indien gilt Sen als einer der wichtigsten Intellektuellen sowie als prominenter Kritiker des amtierenden Premierministers Modi. Im Jahr 1998 erhielt Sen den Wirtschaftsnobelpreis, seither kamen unzählige Auszeichnungen hinzu. In diesem Jahr wurde er mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels geehrt (siehe Würdigung in Heft 2-2020).

Herr Sen, Sie bezeichnen sich als „ewiger Optimist“. Hat sich daran im Krisenjahr 2020 etwas geändert?

Amartya Sen: Die letzten Monate könnten einen tatsächlich ins Grübeln bringen. Aber ich bleibe ein Optimist. Die Menschheit war in ihrer Geschichte immer wieder mit großen Problemen konfrontiert, und stets haben wir uns von diesen erholt. Das wird dieses Mal nicht anders sein, auch wenn die Pandemie ein Problem von außerordentlicher Tragweite ist. Es gibt im Übrigen noch einen anderen guten Grund dafür, Optimist zu sein: Optimismus steuert den Geist in eine produktive Richtung. Als Optimist frage ich mich, wie ich ein bestehendes Problem lösen kann, anstatt nur darüber zu klagen, dass es existiert.

Und doch ist die Pandemie ja nur ein Problem unter vielen: Klimawandel, Ungleichheit, Populismus, humanitäre Tragödien, steigende Armut. Ist die Welt aus den Fugen geraten?

Die Zahl der gegenwärtigen Krisen ist zweifellos außergewöhnlich. Ich halte den Klimawandel für das drängendste

Problem unserer Zeit. Große Sorgen bereiten mir auch die populistischen Strömungen in verschiedenen Ländern. Sie bedienen sich verkürzter Denkansätze und lenken die Aufmerksamkeit weg von den wirklichen Problemen. Erfreulicherweise gibt es aber vielerorts Gegenströmungen, die das einzig Richtige tun: die Vernunft als Antidot einzusetzen. Dass das funktionieren kann, zeigt sich nun in verschiedenen Ländern. Schauen Sie beispielsweise nach Italien. Hier ist die populistische Welle abgeebbt – auch weil man ihr mit Vernunft und Selbstvertrauen gegenübergetreten ist.

Sie wurden mit Ihren Arbeiten zu Freiheit und Demokratie in den neunziger Jahren weltbekannt – zu einer Zeit also, als diese vielerorts auf dem Vormarsch waren. Heute beobachten wir einen Gegentrend.

Ja, wir beobachten ein beunruhigendes Aufkeimen autoritärer Tendenzen. Diese Entwicklung betrifft so unterschiedliche Länder wie Ungarn, Brasilien und Indien – also viele Weltgegenden.

Was ist schiefgelaufen?

Vielorts spielen irrationale Ängste eine Rolle, etwa vor Migranten.¹ Sie können enormen Hass schüren. Gleichwohl sind die Ursachen von Land zu Land unterschiedlich, genauso wie die Erfahrungen mit antidemokratischen Kräften je nach Staat unterschiedlich ausgeprägt sind. Einige Länder, ich denke natürlich auch an Deutschland, haben aufgrund ihrer historischen Erfahrungen ein deutlich ausgeprägteres Sensorium in Bezug auf die Gefahren autoritärer Tendenzen. Das hilft natürlich, diesen entgegenzutreten.

Sie nennen auch Ihr Heimatland Indien als Beispiel für diese Entwicklung. Wieso ist in der größten Demokratie der Welt mit Narendra Modi ein Autokrat an die Macht gewählt worden?

Indiens jüngste Entwicklung stellt einen tiefen Fall dar. Das Risiko dafür existierte freilich schon lange. Schon in der

Vergangenheit lebte in Indien eine Hindu-Mehrheit. Diese Mehrheit wurde in den letzten Jahrhunderten von muslimischen Königen regiert, später von den Kolonialmächten. Dieser Gegensatz hat bei manchen Hindus zu einem Gefühl des Unterdrücktseins geführt, das teilweise bis heute anhält. Das hat Modi ausgenutzt.

Der Premierminister und seine BJP-Partei scheinen ein Indien nur für die Hindus schaffen zu wollen.

Indien hat schon immer alle Völker willkommen geheißen. Im ersten Jahrhundert kamen Juden nach Indien, im dritten Jahrhundert waren es Christen aus Europa. Für mich ist es eine Tragödie, dass die Hindu-Sektierer nun so tun, als hätten diese Menschen und ihre Religion nur Unordnung nach Indien gebracht. Wir müssen für die säkulare Demokratie kämpfen und sie uns zurückholen.

In Ihren Büchern beschreiben Sie ein Indien, dessen Stärke aus seiner Vielfalt erwächst. Lagen Sie falsch?

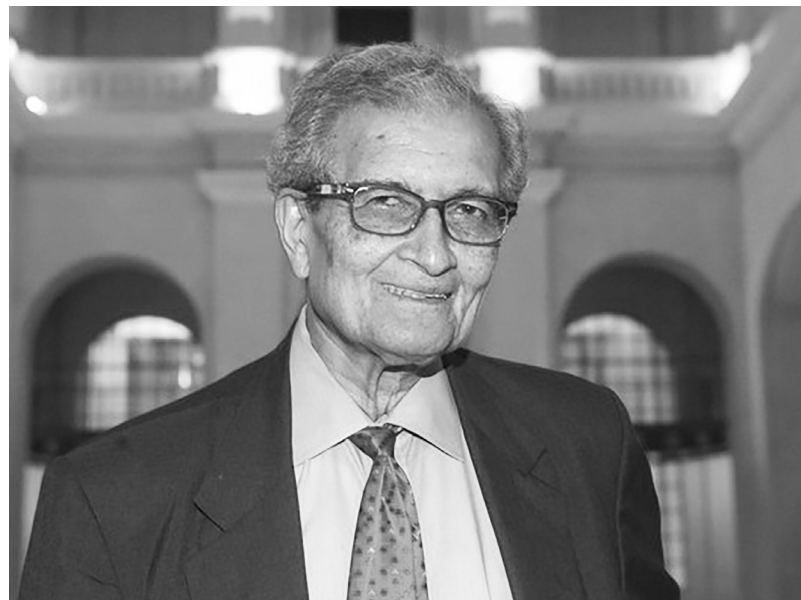
Ginge es nach Modi, lagen wir alle falsch. Er hat einen anderen Blick auf Indien. Dabei haben wir 3000 Jahre Geschichte hinter uns, und schon im Veda, dem ältesten Hindu-Text, gibt es Passagen, die atheistisch oder agnostisch sind. Dort steht: „Vielleicht gibt es einen Gott, aber wahrscheinlich gibt es keinen“. Oder: „Gibt es jemanden, der das alles hier erschaffen hat? Vielleicht, vielleicht aber auch nicht.“ Das alles wurde 1500 Jahre vor Christus geschrieben. Diese Vielfalt der Ideen macht mich stolz. Indien ist geschrumpft, als Modi es zum Hindu-Land machte.

Eine Eigenschaft, die Modi mit anderen autokratischen Machthabern teilt, ist sein Selbstbewusstsein. Wie Wladimir Putin oder Xi Jinping vertritt er antiliberaler Werte ohne Selbstzweifel. Demokratische Führungsfiguren wirken im Vergleich oft zweifelnd. Brauchen wir mehr Menschen, die sich mit Verve für die Freiheit starkmachen?

Absolut. Freiheitskämpfer wie Mahatma Gandhi waren nicht nur brillante Denker, sondern auch sehr selbstbewusst. Zu sagen, er habe gegen die britischen Besetzer keine Chance, wäre für ihn damals einfacher gewesen. Gandhi aber sah das anders. Sein Selbstbewusstsein und sein Mut haben einen großen Unterschied gemacht. Leider lassen gewisse demokratische Kräfte heute beides vermissen. In Indien gibt es aus diesem Grund keine starke Opposition mehr.

Gewisse Autokraten haben in dieser Pandemie allen Grund, selbstbewusst zu sein. China scheint seine Bürger besser zu schützen als die Demokratien im Westen.

China ist ein Einparteienstaat, das ist eine große Schwäche und macht China fragil. Aber die Kommunistische Partei hat schon unter Mao Zedong große Anstrengungen unternommen, um Bildung und Gesundheitsversorgung für alle zu ermöglichen. China hat früh akzeptiert, dass jeder Bürger ein Recht auf eine medizinische Versorgung hat – die USA sind noch immer nicht so weit. All dies half bei der



Amartya Sen 2012

Bild: privat

Bekämpfung der Pandemie. Überhaupt haben Länder mit ordentlicher Bildung und ordentlichem Gesundheitswesen die Pandemie bisher am besten gemeistert: China, Südkorea, Japan, Vietnam – Länder mit ganz unterschiedlichen politischen Systemen. Dagegen sind Staaten wie Indien, die zu wenig in Bildung und Gesundheit investiert haben, gescheitert.

Aber was ist mit Europa? Hier sind Bildung wie Gesundheitsversorgung auf hohem Niveau – trotzdem haben wir die Pandemie nicht eindämmen können.

Bedenken Sie, dass es in Europa noch immer besser geht als anderswo auf der Welt. Natürlich sind viele Dinge schiefgegangen, Europa war schon immer eine Region der Konflikte und Gegensätze. Auf die Französische Revolution folgte die Terrorherrschaft. Bildung und Gesundheit sind zudem nicht das Einzige, worüber wir nachdenken müssen im Zusammenhang mit der Pandemie. Es gibt andere Faktoren, die gewisse Unterschiede mit erklären: zum Beispiel die Reaktion der Politik, das Verhalten der Gesellschaft.

Sie schrieben kürzlich, Regierungen sollten in der Pandemie vor allem eins tun: ihren Bürgern zuhören. Sie leben in den USA, dem am stärksten betroffenen Land der Welt. Hat die amerikanische Regierung ihren Bürgern nicht zugehört?

Nein, das hat sie nicht. Die amerikanische Demokratie befindet sich in einer Erneuerungsphase. Wir erleben eine Periode der Regeneration. Ich hoffe, sie wird erfolgreich sein.

Was bedeutet Donald Trump für die Demokratie auf der Welt?

(Lacht) Hören Sie, ich werde diese Frage nicht beantworten. Ich lebe mit einem indischen Pass in den USA, ich werde nicht den amerikanischen Präsidenten kritisieren und werde am Ende rausgeworfen. Aber Sie können sich leicht denken, was meine Antwort auf Ihre Frage wäre.

Wie verteidigt man die Demokratie?

Wir müssen Vertrauen haben, dass wir gewinnen werden. Wir müssen überzeugt sein, dass die gegenwärtige Situation nicht das Ende der Welt bedeutet. Und es ist wichtig, keine Kompromisse zu machen. Gandhi hat gesagt, man müsse nicht nur die Tyrannei besiegen, sondern auch alles, was die Tyrannei begünstige. Ich mache Ihnen ein Beispiel: Unter der britischen Herrschaft gab es in Indien die Präventivhaft, man wurde also verhaftet, nicht weil man etwas getan hatte, sondern weil man etwas tun könnte. Nachdem die Präventivhaft mit der Unabhängigkeit abgeschafft worden war, führte sie die Kongresspartei Monate später wieder ein. Es war eine milde Form davon, die Regierung wollte es einfacher haben, einige Unruhestifter einzusperren. Aber der Paragraf war nun Teil der demokratischen Gesetzgebung. Die BJP brauchte ihn Jahre später nur noch zu verschärfen. Heute werden in Indien wieder unschuldige Menschen als angebliche Terroristen ins Gefängnis geworfen.

Sie haben als Kind die bengalische Hungersnot miterlebt, Sie erlebten die Kolonialzeit und sahen, wie Indien und Pakistan mit Gewalt geteilt wurden. Wie prägend waren diese Erfahrungen für Ihren heutigen Blick auf die Welt?

Als ich 1943 miterlebte, wie drei Millionen Menschen an Hunger starben, hatte ich nicht gedacht, dass Hungersnöte in Indien einmal der Vergangenheit angehören würden – heute ist das eine Tatsache. Als ich als Student nach Cambridge kam, sah ich in der College-Kapelle die vielen Namen der Gefallenen des Ersten Weltkrieges. Würde der extreme Nationalismus, der zu diesen Opfern führte, jemals verschwinden? Ich hatte große Zweifel – weitgehend zu Unrecht. Heute wird zwischen europäischen und islamischen Werten gestritten. Auch das wird vorbeigehen.

Man wird also Optimist, wenn man nicht nur den gegenwärtigen Zustand der Welt betrachtet, sondern zurückblickt?

Ich habe gesehen, wie Dinge, die als unwahrscheinlich galten, Realität wurden. Wie Ideen sich mit der Zeit verändern können. Das hat mich wahrscheinlich zum Optimisten gemacht.

Kann aus der Pandemie etwas Gutes entstehen?

Das hängt von uns selbst ab. Die Geschichte zeigt, dass aus Katastrophen auch Gutes entstehen kann. Ein Beispiel: In Großbritannien gab es während des Zweiten Weltkrieges rund vierzig Prozent weniger Nahrungsmittel. Man fürchtete sich vor einer Hungersnot und führte Essensrationierungen ein. Das hatte den erstaunlichen Effekt, dass das Phänomen der Unterernährung komplett verschwand. Viele ärmere Leute gelangten durch die kontrollierte Abgabe von Nahrungsmitteln an Essen, das sie sich zuvor nicht hatten leisten können. Die Lebenserwartung in Großbritannien ist in den 1940er-Jahren um sieben Jahre gestiegen – deutlich stärker als sonst. Und in vielen europäischen Ländern entstand in der Folge des Krieges ein Wohlfahrtsstaat.

Corona aber scheint die Armen besonders stark zu treffen.

Richtig, und wenn wir das Virus in einer Art und Weise bekämpfen, die den Graben zwischen Arm und Reich weiter vertieft, wird wenig Gutes aus dieser Krise hervorgehen. Wenn wir aber gemeinsame Lösungen finden, kann es anders sein. Möglich wäre etwa, dass durch die Erfahrungen der letzten Monate eine neue Kultur des Teilens entsteht. Das wäre sehr gut.

Zu den Autoren



Andreas Babst (oben) und Fabian Urech (unten) arbeiten als Journalisten bei der Neuen Züricher Zeitung.



Texthinweis

Der Erstabdruck des Interviews erfolgte am 29. Oktober 2020 in der NZZ unter dem Titel „Die Geschichte zeigt, dass aus Katastrophen auch Gutes entstehen kann“.

Endnote

¹ Wiedergabe im Original, ohne Genderanpassung – Anm. d. Red.